

keit“ umkreist (179). Für die philosophische Reflexion ist demnach das Staunen *der transzendentale Akt*: als die ursprüngliche Vollendetheit der theoretischen und praktischen Vernunft in der Mitte des sinnlichen Vernehmens. Darin begegnet das absolut Andere. In der staunenden Erfahrung des „Heil-Seins“ von Welt zeige sich letztlich die diese gewährrende Freiheit und damit göttliche Offenbarung ... (197f.). Nicht nur der philosophischen Grundlagenforschung will Verwelyens Buch dienen, sondern vor allem der Frage nach der Möglichkeit von Offenbarung, die

die fundamentale Aufgabe von Theologie und Philosophie ist (vgl. 23–42 und 227–223; die Schlußseiten relativieren und radikalisieren den vorigen Schönheitsoptimismus auf „die durchgeholtene Verzweiflung als Entwurf möglicher Offenbarung“ [232] hin). Vielleicht ist das Bedeutsamste, was der Autor dem vielberufenen heutigen Selbstverständnis des Christen zu sagen hat: daß auch unsere gegenwärtige Welt ein Ort der Erfahrung des Numinosen ist und deshalb nicht als gänzlich „entdivinisiert“ gelten muß und darf (198, Anm. 63). W. Kern SJ

### Naturwissenschaft

RAUH, Fritz: *Das sittliche Leben des Menschen im Licht der vergleichenden Verhaltensforschung*. Kevelaer: Butzon & Bercker. 380 S., 9 Abb. (Eichstätter Studien. Neue Folge. Band II.) Lw. 36,–.

Der Untertitel könnte den Verdacht wecken, das Licht käme von der falschen Seite. Sollte nicht vom sittlichen Leben des Menschen her Licht in die Arbeitsweisen der Verhaltensforschung fallen, wo sie sich an die Deutung menschlichen Verhaltens wagt? Das allerdings ist oft genug betont worden, und recht oft ergebnislos, weil man die Methodik nicht berücksichtigte, die manche unbequemen Aussagen stützte. Rauh will nun eben diese naturwissenschaftliche Methodik gründlich vorführen, was dann zu einer „wechselseitigen Erhellung“ naturwissenschaftlicher und sittlicher Aussagen über den Menschen führen müßte. Die Lichter werden aufgestellt, bleiben aber noch unter dem Scheffel. Charakteristisch dafür ist der Klappentext: „Diese Arbeit will jene heute schon erkennbaren Konsequenzen aufzeigen, die von der Moralpsychologie auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Verhaltensforschung“ – aber nun nicht etwa zu ziehen, sondern „zu beachten sind.“ Und, als sei auch das schon zu schockierend: „Dabei gilt freilich die Einschränkung, daß die vergleichende Verhaltensforschung in der Anwendung ihrer Befunde auf den Menschen am Anfang steht

und daher auch in einer darauf bezogenen moralpsychologischen Untersuchung nur erste Aspekte zur Anbahnung weiterer Forschung behandelt werden können.“

Eine Sichtung und Zusammenschau zahlreicher Forschungsergebnisse bekommt man hier: historische, methodische und terminologische Voraussetzungen sowie evolutive Grundlagen der vergleichenden Verhaltensforschung; endogene Faktoren des Verhaltens, Funktionskreise und komplexe Differenzierungen des Verhaltens (Nahrung, Verteidigung, Aggression, Sexualverhalten, Soziales Verhalten und Sprache, Spiel, Gewöhnung, Dressur, Tradition usw.) – manchmal mehr reichlich als kritisch zusammengetragen; aber eine kritische Sichtung, die allen schmeckt, gibt es ja wahrscheinlich nicht. Zu berichtigen wäre nur, was die Aussagen über den Menschen umfärben muß: z. B. die Frage, ob Tiere lügen können (166f.). Man kann natürlich dem Tier mit der Fähigkeit zur echten Aussage und der bewußten Entscheidung auch die Möglichkeit zur Lüge wegdefinieren; aber schon die Behauptung: „Kein Tier ist fähig, den artspezifischen Schrecklaut in einer harmlosen Situation oder zur Täuschung auszustoßen“, stammt ganz klar nicht aus der Empirie. Denn eben das tun Singdrosseln ebenso wie die Eisfüchse: sie äußern den Feindwarnruf in harmlosen Situationen, schlagen also falschen Alarm, um Artgenossen oder

gar die eigenen Jungen von einem begehrten Leckerbissen zu verscheuchen, und zwar auch im natürlichen Lebensraum, nicht erst als domestizierte Haustiere im Kontakt mit dem Menschen. Mit den vielerlei Zitaten werden auch manche willkürliche Ordnungsgesichtspunkte eingeschleppt: Wenn man nur Nesthocker und Nestflüchter unterscheidet, hat man Schwierigkeiten, den Menschen in einer von beiden Kategorien unterzubringen und kommt in Versuchung, daraus eine Sonderstellung zu konstruieren. Tatsächlich aber sind der Mensch und die Affen ebenso wie Beuteltiere und Fledermäuse „Mutterhocker“; Schimpansenbabies z. B. bleiben die ersten drei Lebensmonate ununterbrochen im direkten Körperkontakt mit der Mutter. Darauf ist auch der Mensch angelegt, und von daher fällt ein ganz anderes Licht auf seine „Hilflosigkeit“ in der unbiologischen Zivilisations-Situation, in der das Baby irgendwohin ohne Mutterkontakt abgelegt wird.

Viele Warnungen vor zu raschen Verallgemeinerungen finde ich berechtigt, nicht immer aber die beigegebene Begründung. Die Warnung vor einer „unkritischen Extrapolation der ethologisch gewonnenen Befunde zum ‚Kindhenschema‘ auf dessen Wirkung beim Menschen“ (229) etwa wird so gestützt: „Daß diesem Schema schon bei Tieren keine Allgemeingültigkeit zukommt, wurde früher erwähnt. Vor allem aber darf beim Menschen nie übersehen werden, daß das Kind für seine Eltern doch mehr ist als nur ‚Attrappe‘, als nur AAM, und daß weiterhin auch ein Unterschied zwischen dem eigenen Kind und dem anderer besteht, der im ‚Kindhenschema‘ allein gar nicht zum Ausdruck kommt. . . Eltern können ein Kind auch vernachlässigen, mißhandeln . . . Das ‚Kindhenschema‘ funktioniert absolut nicht so sicher, wie es vergleichend auf den ersten Blick zu sein scheint.“ Nun ist das Kindhenschema aber am Menschen entdeckt worden, und man müßte vor einer Verallgemeinerung aufs Tier warnen. Gerade die Vergleiche zeigen, daß derartige Signale regelmäßig nur die Wahrscheinlichkeit einer falschen Reaktion herabsetzen, aber sie nicht völlig verhindern. Ferner ist das

Kind, das die Kindhensignale sendet, eben gerade keine Attrappe; und schon gar kein AAM, denn das bezeichnet einen bestimmten, diese Signale verarbeitenden Teil des Wahrnehmungsapparates der Eltern. Solch kleine Ungenauigkeiten und Deutungen von der falschen Seite her lassen erkennen, daß der Verfasser nicht ganz der Gefahr entgangen ist, die naturwissenschaftlichen Fakten an den dieser Materie fremden, theologischen Denkfäden aufzureihen. Die Gefahr liegt dabei darin, theologisch Kategorien zu bilden und sie sich naturwissenschaftlich bestätigen zu lassen. Das hat, wenn diese Bestätigung ausbleibt, automatisch Rückzugsgefede zur Folge, und sie werden auch dem Verf. nicht erspart bleiben, am wenigsten in der Grenzfrage Tier-Mensch. „Das Tier (auch der Affe) hat nur eine relativ kurze Reifungszeit, danach ist es geschlechtsreif und erwachsen zugleich. . . Der Mensch allein hat nach der Kindheit zwei weitere charakteristische Reifungsphasen, eine bis zur Erreichung der Geschlechtsreife (Pubertät) und eine weitere zum eigentlichen Erwachsensein (Adoleszenz) hin“ (187). Der männliche Mantelpavian hat eine Kindheit, wird dann geschlechtsreif und paart sich auch schon mitunter mit Weibchen, erlebt dann eine bis zu 4 Jahre dauernde Phase der Traditionübernahme, in der er sich nicht sexuell betätigt, und übernimmt erst dann alle Aufgaben des geschlechts- und sozialreifen Truppoberhauptes.

Diese Anmerkungen sollen keineswegs die enorme synoptische Leistung des Verf. schmälen, die er in diesem Buch vollbracht hat; sie wollen nur den – unbescheidenen? – Wunsch ausdrücken, berufene Theologen möchten versuchen, nicht so sehr einzelne naturwissenschaftliche Fakten zu verkraften, sondern die naturwissenschaftliche Methodik mit der Theologie zu verbinden. Ist wirklich die Sonderstellung des Menschen gefährdet, wenn er nicht das (traurige) Privileg behält, lügen zu können? Oder könnten nicht die Ergebnisse der vergleichenden Verhaltensforschung dazu führen, das theologisch Wesentliche seiner Sonderstellung ohne zu vordergründige Behauptungen neu zu formulieren? W. Wickler